

Aus "Erinnerungen an England" (1897-1912) [Fortsetzung]

Autor(en): **Kassner, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUS «ERINNERUNGEN AN ENGLAND»

(1897—1912)

II.

VON RUDOLF KASSNER

Max Müller

In Oxford wurde ich durch ein sehr liebliches Wesen, mir wohlgesinnt, die Gattin des Geographen, Kilimandscharoexplorers und Abgeordneten Mackinder bei Max Müller eingeführt, dem berühmten Indologen, einem geborenen Deutschen, dem Sohne des Dichters der Griechenlieder. Ich erhielt eine Einladung zum Tee in seine Villa, die in ihrer Herrschaftlichkeit alles übertraf, was ich bis dahin an Behausungen von Professoren in Wien oder Berlin kennengelernt hatte. Ein Butler im Frack und grauen Hosen öffnete die Tür in die geräumige, luftige Bibliothek, wo der Tee serviert wurde. Max Müller sah sehr englisch aus, fraglos englisch; ich hatte mir seit früher Jugend einen englischen Lord so vorgestellt, wobei die Whiskers nicht fehlen durften, genau so wie sie das Gesicht Max Müllers einrahmten. Seine Frau war Engländerin und glich in allem einer deutschen Professorenfrau. So ward für den Ausgleich gesorgt, zu dem es in vielen Fällen schließlich doch kommt. Max Müller war aber für mich mehr als das Ebenbild, besser: die Nachahmung, gewollt, ungewollt, eines englischen großen Herrn, er schien mir die vollendete Verkörperung dessen, was man heute zuweilen nicht ohne eine gewisse, von mir nicht geteilte Geringschätzung viktorianisch nennt, er kam gerne auf Könige zu sprechen, auf Royalties jeder Art, Einladungen nach Windsor, Besuche von allerhöchsten Personen im eigenen Heim, Berühmtheiten jeder Art. Ich brachte ihn aber bald auf Indien, nach welchem ich mich seit je gesehnt habe, und da war ich zu schüchtern, um meinem riesengroßen Erstaunen darüber entsprechend Ausdruck zu verleihen, daß er, der berühmteste Indologe seiner Zeit, dessen Korrespondenz mit indischen Weisen durch die ersten Zeitschriften des Globus lief, nie seinen Fuß auf indische Erde gesetzt hatte. Es schien mir ganz unbegreiflich. War es Angst vor der Pest, der Cholera, vor dem Sonnenstich, vor Schlangen und Tigern? Nein, das war es nicht, oder das war es vielleicht nur nebenbei, da man schließlich Mensch und zuweilen auch Hypochonder ist. Max Müller, so wie er vor mir

dastand in seiner Redingote, mit Whiskers den Rahmen seines Gesichtes bildend, fühlte sich ganz und gar als der Mann des glorreichen Empire wie nur irgendein geborener Engländer, wie Gladstone oder Disraeli oder sonst einer, ein großer, ein kleiner. Indien mußte verwaltet, gegen Angriffe vom Norden her geschützt und brauchte nicht besucht zu werden, es sei denn, daß einer Zeit und Geld hätte, um Tiger zu schießen. Was bedeuten die Kultstätten im Gangestal, Benares mit seinen Marmorstufen, herabführend in den heiligen Strom, seit Jahrtausenden von Millionen und Millionen nackter weicher Hindusohlen schiefgetreten, schiefgeschliffen, was die gewaltigen Tempel im Süden, durch die das Leben der Hindus, sich darin verdichtend, hindurchbraust, die Wallfahrtsorte an Strommündungen, an kristallinen Bergseen, die Höhlentempel und vieles andere, was mich ein Jahrzehnt nach meinem Besuch beim großen Gelehrten so viel mehr fesselte und im Geiste beschäftigte als die stets von neuem nicht ohne Pathos vorgetragenen Hypothesen über den Abstieg der Arier, der «Reinen», von den Höhenweiden des Himalaya in die glühenden Täler unten des Indus, des Ganges und Brahmaputra voll Korruption, als welcher die edelste Rasse nun ausgeliefert gewesen wäre inmitten dunkelhäutiger, götzendienerischer Aboriginer, was bedeutete das alles für Max Müller, der als Wahllengländer den Dienst am Empire vielleicht noch ein wenig zu unterstreichen das Bedürfnis fühlte, was neben der Möglichkeit, Brahma, den obersten der indischen Götter, mit dem Bibeltott auf irgendeine Weise zu versöhnen, ja mehr: im letzten Grunde für ein und dasselbe zu erklären, und zwar nicht nur vor den Studenten der Universitätsstadt, darin er lehrte, sondern vor allem vor einem eleganten, höchst repräsentativen, maßgebenden Publikum der Kapitale selbst ebenso wie in den Zeitungen und Zeitschriften aller Sprachen der beiden Hemisphären!

Ich bin damals in den neunziger Jahren zuweilen in den Hydepark gegangen um des höchst imperialen Anblicks wegen von wohl nicht viel unter hundert Equipagen, prachtvoll bespannten, mit Dienern auf der einen oder anderen in Kniehosen mit gepuderten Perücken hinter dem Wagenfond stehend, Herren und Damen von Wagen zu Wagen gemessen Grüße tauschend, es war ein Schauspiel einer für uns heute völlig vergangenen Zeit, vielleicht konnte der Wiener Prater vor dem Ausgleich mit Ungarn, da die Residenzstadt des Kaisers noch den gesamten Adel der Monarchie vereinigte, ein ähnliches bieten. Doch ich will nur sagen, daß manche von den feierlichen Equipagen jener Nachmittage im Hydepark zwei Jahrzehnte vorher am Abend vor einem Gebäude des Westens gehalten haben mochten, auf die Herren und Damen des gleichen repräsentativen Gepräges wartend, die drinnen den Vorträgen Max Müllers lauschten,

Vorträgen unter vielem anderen über gemeinsame Sprachwurzeln wie vieler Dinge, so auch der Götternamen und die daraus zu ziehenden Schlüsse, was alles zusammen in den Vorstellungen der Zuhörer gleichfalls das Empire und dessen Idee zu erwecken, zu beleuchten und zu kräftigen hatte.

England und das Totalitäre

Eine gemeinsame Freundin brachte mich einmal mit Robert (später Lord) Haldane zusammen, der in die Geschichte eingegangen ist als Mittelsperson seitens des Ministeriums Asquith in dessen Versuchen, mit Deutschland in der Flottenfrage zu einer Verständigung zu gelangen. Es war, wie bekannt, nicht die Schuld Haldanes, daß es nicht dazu kam, indem auf solche Weise der erste Weltkrieg und damit das meiste andere leichter hätte verhindert werden können. Haldane war damals, als ich ihn drei Jahre vor seinem Besuch in Berlin traf, Kriegsminister. Für mich, den Bürger, den Untertan eines monarchischen Staates, war das etwas höchst Merkwürdiges, in diesem älteren behaglichen Mann in Zivil mit den weichen Gesichtszügen, Güte, Schonung, Menschenfreundlichkeit verratend — er liebte das, einen an der Hand die Treppe hinaufzuleiten oder in der Loge in Conventgarden still dazusitzen, seine Hand, während Gesang und Musik ertönten, in die einer älteren Freundin sanft fügend — es war für mich, wie gesagt, merkwürdig, in alledem einen Kriegsminister, Verbesserer der Ausrüstung einer Armee, Anwalt neuer Kanonen, eines neuen Gewehrtyps und ähnlicher Dinge zu sehen, die wir am ganzen Kontinent mit dem Namen und Begriff eines Kriegsministers zu verbinden seit je gewohnt sind. Und dieser Kriegsminister war zudem Philosoph, und nicht allein Philosoph, sondern im besonderen auch Hegelianer, der letzte, wie es hieß, der einzige vielleicht in England und möglicherweise auch anderswo. Unser Gespräch kam aber zunächst auf Nietzsche, deutlicher: auf den Abfall vom deutschen Idealismus, als dessen Gipfel Haldane eben die Philosophie Hegels angesehen haben wollte. Ich selbst war damals noch durch Schopenhauer gegen Hegel eingenommen, meine Kenntnis von des letzteren Philosophie sehr lückenhaft, vielleicht überhaupt mehr Lücke als gegenständlich, ich hatte schon darum ein Interesse, bei Nietzsche zu verweilen, ich trat für ihn ein, und zwar nicht so sehr für irgend etwas, was sich uns als Lehre daraus aufdrängen möchte, sondern für Nietzsche als Schicksal, als Schicksal nicht nur der Deutschen. Doch man redete damals noch nicht viel vom Nihilismus Nietzsches. Nihilismus war noch zu sehr eine Angelegenheit des russischen Revolutionärs, man bewunderte *Also sprach Zarathustra* und hielt es für das größte

Werk unserer Epoche, eine Ansicht, die ich selber mir nie zu eigen machen konnte. Auch Haldane hielt sich daran, an Zarathustra, freilich nicht in Bewunderung, sondern im Tadel einer darin sich offenbarenden Hybris der menschlichen Persönlichkeit als solcher, des menschlichen Einzelwillens, gerichtet gegen den Willen der Geschichte als Trägerin der Idee. Haldane hielt den Uebermenschen Nietzsches für den Ausdruck des modern-deutschen Reichs mit preussisch-Bismarckscher Prägung, während Hegel für ihn die universale Humanität, recht eigentlich den Hochsinn des alten Reiches verkörperte.

Ich schreibe alles das nieder, nicht nur um eine noble Figur in der Erinnerung festzuhalten, sondern auch um eines Allgemeinen willen, wie es sich im Verlaufe der Geschichte einem aufmerksamen Geiste manifestieren muß: Heute nämlich, bald vierzig Jahre nach dem Gespräch, da Haldane lange tot ist, ich auch den zweiten Weltkrieg überstanden habe, der Zerstörung gedenkend teurer Stätten des Verweilens, meines Vaterlandes verlustig, so wie es damals dastand als eines der wohlgeformtesten Länder der ganzen Erde, heute, sage ich, präsentiert sich dem Geiste das überaus erstaunliche Faktum, daß Hegel und Nietzsche sich auf eine gewisse, damals nicht zu ahnende Weise im Totalitären gefunden, ja geeinigt haben, oder, wenn einer es lieber so ausgedrückt haben will, zu dieser Einigung, diesem Einverständnis in einer Epoche, die zugleich grausam und flach ist, gezwungen werden.

Das Totalitäre geht gegen die tiefsten englischen Instinkte. Ich habe von dem Bedürfnis des Engländers gesprochen, das Gesicht zu wahren, wie man das nennt, was mit beidem zusammengeht: seiner Herrscherbegabung und dem, was die Menschen leichthin Cant nennen. Beides ist untotalitär. Das Gesicht des Totalitären ist zumeist gemein, von einer ganz offenen Gemeinheit. Ich brauche wohl nicht noch hervorzukehren, daß das Totalitäre auf englischem Boden auch durch die Insellage ausgeschlossen ist, die ihrerseits wiederum zur Gründung eines Kolonialreiches herausfordern mußte. Kann der Umstand übersehen werden, daß die Idee des Totalitären erst Wurzel fassen konnte, als die des Kolonialen an Boden verlor? Vielleicht darf man die Idee des Dominions, eines losesten, fast nur noch geistigen Bandes, als die Blüte des Untotalitären bezeichnen.

Noch das: der Geist der Wissenschaft als solcher ist totalitär, verlangt nach Totalität, kann aus sich heraus davor nicht haltmachen. Die Atombombe und manches andere ist Ausdruck davon. Nun würde ich es noch eher dem angelsächsischen Geiste als einem anderen zutrauen, diese nicht ein zweites, drittes, viertes Mal zu werfen. Wie man es dem altchinesischen Geiste hätte zutrauen können, die Atombombe herzustellen und dann das Rezept zu vernichten. Um das

Gesicht zu wahren. Es liegt an der Beschränkung der menschlichen Natur, daß das Totalitäre in der Lüge enden muß. Verstellung, Cant, ist dann nur ein Zeichen dafür, daß man noch zwischen Wahrheit und Lüge unterscheidet, indem man sein Gesicht wahrte und die Atombombe, die alles Gesicht zerstört, *nicht* explodieren läßt.

Ich komme darauf zurück, daß Schön und Häßlich in England darum so oft getrennt nebeneinander liegen — denken wir nur an die herrlichsten Landsitze des Adels und die scheußlichen Fabrikstädte in Mittelengland —, weil, wie ich sagte, England als erstes von den Ländern Europas den Ansturm des Maschinenwesens, wie Goethe es nennt, erfahren hat und gerade darum veranlaßt war, die Maschine noch Maschine sein zu lassen, diese sich nicht so einzuverleiben, wie später Deutschland oder Amerika es taten. Das Totalitäre bedeutet letzten Endes Einswerden von Mensch und Maschine, Herz und Motor, Vergötzung der Maschine seitens des Kollektivmenschen. Und damit geht auf das Bedeutsamste ein anderes zusammen, das Totalitäre betreffend: das Nicht-mehr-trennen-wollen von Aktualität und Schauspiel, Wirklichkeit und Bühne, Kunst und Propaganda. Als in Rußland nach der Revolution 1917 der Potemkinfilm gedreht wurde, der in seiner Art vollkommen und durchaus beispielhaft war, stellte Moskau die russische Flotte in den Dienst des Theaters, was ebenso totalitär wie unenglisch ist. Hier möchte ich auch den Grund dafür sehen, warum sich das Theater in England damals, als ich hinkam, und wohl in der ganzen viktorianischen Epoche, dem goldenen Zeitalter der englischen Politik, wie Arthur Nicolson sie nennt, ein wenig dilettantisch ausnahm. Man wollte Konfusionen vermeiden des Ernstes mit dem Nicht-Ernsten, mit dem Spiel, der Unterhaltung. Und man hielt noch auf Rang. Im Totalitären müssen alle Rangunterschiede von selber verschwinden. Um eben des Gemeinen willen, dem das Totalitäre als Idee allein übrigbleibt.

Kann man aber darum, weil das Totalitäre unenglisch ist, kann man auch wegen des oft erwähnten Nebeneinanderlassens der Dinge, von einem englischen Dualismus reden im Sinne etwa des altpersischen von Gut und Böse? Nein, dazu ist England zu europäisch, dramatisch geschichtlich, was nebenbei seinen ästhetischen Ausdruck am augenfälligsten in Shakespeares Königsdramen gefunden hat. Das englische Zweiparteiensystem, der Gegensatz von Konservativ und Liberal (von einst) bedeutet schließlich eine möglichst große Annäherung von Natur und Politik, wodurch auf bestimmte Weise das Spiel ausgelöst wird, wie es in die englische Politik — in der äußeren als *balance of power* — ausgelöst erscheint, was man am Kontinent, zumal in Deutschland, in Berlin so wenig verstehen will, verstehen wollte. Wenn mich mein Gedächtnis hier nicht im Stich

läßt, kamen wir, Haldane und ich, im Gespräch auch darauf zu reden, daß Hegel auch in dem Sinne so unenglisch sei, weil ihm, seinem ganzen System, die Idee des Spiels fehlt, letztlich auch jeder Humor. In keine Politik aber verstünde das Spiel, der Humor so einzugehen wie in die englische, weshalb auch Männer, politisch in der heftigsten Opposition, im privaten Leben die besten Freunde bleiben. Wie undeutsch das wäre, folgendes Erlebnis, unmittelbar bevor ich nach England kam: In der Hessingschen Heilanstalt bei Augsburg saßen rechts und links vom Hausherrn und Leiter der Anstalt Herr von Barnekow, Junker, Gutsbesitzer auf Rügen, ein Rückenmärker mit Korsett, im Aussehen an einen Bussard erinnernd mit reichlich zerschlissenem Gefieder, und Herr von Vollmer, Sozialist, Reichsrat, Schwerverwundeter von 1870. Ich glaube, letzterer hatte nur zwei halbe Beine übrig und war so steif in den Extremitäten wie der Junker im Rücken. Beide saßen ein ganzes Jahr lang einander gegenüber, in welchem Jahr es nicht ein einziges Mal geschah, daß der Junker, während er alle Gäste an der table d'hôte mit einem Gruß umging, den Sozialisten auch nur eines einzigen Blickes für würdig gehalten, ihn mit einem solchen gestreift hätte. Es war heiter anzusehen, wie er ihn mit den Blicken in einem genauen Halbkreis umging oder schnitt. Ja, als Herr von Vollmer eines Abends nicht mit an der Tafel saß, weil er in Augsburg eine Rede vor den Arbeitern zu halten hatte, meinte der Junker zu Hessing, ob er den Sozialisten nicht fordern müsse, wenn es in der Rede zu Ausfällen gegen seinesgleichen kommen sollte. Das war unenglisch, humorlos, und aus so etwas konnte es später einmal zum Totalitären kommen, ist es in der Tat gekommen, zu jenem Totalitären, zu dessen Bestimmung neben anderem die absolute Humorlosigkeit gehört.

Cant

Cant — das Wort kommt von *cantare* und soll auf den näselnden Singsang der Puritaner hinweisen — *Cant* wird zuweilen mit Heuchelei übersetzt, was falsch ist. Es gibt verschiedene Arten von *Cant*: nach Berufen, Ständen, Völkern, Rassen. Für Sokrates waren die Sophisten, für Kierkegaard Hegel und Schelling Menschen des *Cant*. Ibsen sagte statt *Cant* Lebenslüge. Am entferntesten von allem *Cant* welcher Art immer scheint mir der Mann der Leidenschaft zu sein: Othello, Antonius, die Menschen Shakespeares. Auch jenen sizilianischen Kommunisten, der seiner Frau die Kehle durchschnitt, weil sie nicht kommunistisch wählen wollte am 18. April, und sich dann selbst aufhängte, wird niemand des *Cant* zeihen. Innerhalb des

Totalitären hört aller Cant auf und wird zur Lüge. Cant hängt an den Differenziertheiten innerhalb des Menschlichen. In einem abergläubischen Menschen scheint mir aller möglicher Cant wie ausgeschüttet. Cant wird sich darum leichter am Monotheisten als am Polytheisten ansetzen. Ich könnte mir vorstellen, daß er an einem Neger-Christen als pure Komik zum Ausdruck kommt. Um des heidnischen Blutes willen.

Cant deutet darauf hin, daß etwas in uns ins Stocken geraten, abgeschnürt ist. Wie man das Näseln, welches man den alten Puritanern nachsagte, so oft sie sangen, ein abgeschnürtes Singen, Rezitieren nennen kann. Müßte die Welt ohne Imagination nicht ins Stocken geraten sein, dauernd ins Stocken geraten, gleich vom Beginn an?

Ich habe schon gesagt, daß Cant im politischen Leben kein Hindernis bedeutet, um es so und nicht anders auszudrücken. Bismarck warf Gladstone Cant vor. Gladstone war in Wirklichkeit nur größer als Politiker denn als Mensch. Im Menschlichen dilettierte er gerne. Cant und Dilettantismus schließen sich keineswegs aus. Man möchte so weit gehen und behaupten, daß der Cant im Dilettantismus einigermaßen schmackhaft wird.

Im französischen Theater, wo alles sich um die Liebe, als Leidenschaft und als gesellschaftlicher Akt genommen, dreht, trat im neunzehnten Jahrhundert vielfach der Raisonneur auf als eine Art Vermittlungsstelle, was auf den Vertrauten der klassischen Tragödie, zuletzt auf den antiken Chor zurückgeht. Das ist lateinisch, ist klassisch, das ist nicht englisch. Ein Raisonneur, der, zwischen zwei Liebende in der Mitte postiert, mit jedem Wort recht haben will, so etwas müßte mit dem englischen Humor in Widerspruch geraten, denn in einer Welt des Humors oder mit Humor hat einer sich nicht einfach in die Mitte zu stellen und den Menschen um sich herum ins Gesicht zu sagen: Im Grunde tut ihr mir leid. Oder ähnlich. Das wäre humorlos, zudem vorlaut und indiskret. Um in der Mitte stehen zu dürfen und alles aplanieren zu können, muß man schon mehr sein als ein bloßer Monsieur mit einem Backenbart und anderen Eigentümlichkeiten . . . Und damit kommen wir zu etwas Neuem, für alles englische Wesen, das politische und das gesellschaftliche, Bedeutsamen: Um der Vernunft willen als Ordnerin in einer Welt der Liebe und sonstiger Leidenschaften sieht sich der Franzose (sah er sich noch im neunzehnten Jahrhundert) als Repräsentanten der Menschheit, des Menschentums an, ist er Mensch, was dem Engländer ferne liegt: in sich den Repräsentanten, das veritable Mundstück des Menschentums zu erblicken. Seine Sprache, diese zu allererst, sein Humor, sein Herrentrum, Stolz und Bescheidenheit in Einem, gewiß auch die Insel-

lage bewirken alle zusammen, daß er sich zuerst als Engländer fühlt und dann erst als Menschen mit allen nötigen Raisonments über Allgemein-Menschliches. Darum braucht er Spielregeln sowohl im heldischen Leben als auch im gesellschaftlichen Verkehr, und sind diese durchgreifender als am Kontinent, wo Spielregeln meist an Standesvorurteile, Standesregeln, an Sitte und Usus gebunden bleiben. Und hier scheint mir das zu liegen, wonach ich lange gesucht habe, der Grund nämlich, warum das Aristokratische und das Demokratische, als Elemente der gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit genommen, sich in England besser vertragen als anderswo. Was uns wiederum zurückbringen muß auf die angeführte Tatsache, daß es in der Natur des Engländers liegt, dementsprechend auch seine Phantasie mitbestimmt, desgleichen sein Verhältnis zur Musik, sich zunächst als Engländer und dann als Menschen zu fühlen.

Ich komme darauf zurück, daß im Liebesspiel, in der Liebeskomödie des Engländers der Raisonneur keinen Platz findet. Steht an dessen Stelle nicht mehr oder weniger verschwiegen der Dekalog mit allem, was sich daraus gewinnen läßt, dem Happy-End und anderem? Oder im neunzehnten Jahrhundert dank einer langen, glücklichen Regierungszeit die Königin Viktoria? Die Ehe Effie Ruskings wurde gerichtlich wegen Impotenz des Mannes geschieden. Die Frau des berühmten Schriftstellers heiratet den Maler Millais, aus der überaus glücklichen Ehe beider stammen neun blühende Kinder. Die Königin empfängt aber keine geschiedene Frau, wie berechtigt auch immer die Scheidung, wie erfolgreich sie gewesen sei, und tut es in diesem einzigen Fall erst nach dem Tode des bedeutenden, ihr befreundeten Malers auf dessen ausdrückliche Bitte hin, im Sterbebett geäußert.

Der Unterschied nun zwischen der Vernunft (des Raisonneurs) und dem Dekalog ist unter vielem anderem der, daß wir nichts vor der Vernunft, manches aber vor dem Dekalog verstecken können, weshalb es auch heißt, daß das Gesetz die Sünde erzeugt, während um der Vernunft halber, wenn sich das so sagen läßt, nur so und so viel Narren (statt der Sünder) in der Welt herumlaufen. In der Tat wurde in jenem England, in jenem London der Königin Viktoria, das ich kannte und in dem ich mich so gerne verlor, manches versteckt, zugedeckt, nicht genannt. Eine der mancherlei Folgen waren dann nach dem ersten Weltkrieg solche literarische Ueberraschungen oder Ereignisse wie Lady Chatterleys Lover oder Ulysses. Möglicherweise hat man sich früher zu viel, später in besonderen Fällen entschieden zu wenig geschämt, ganz ohne Witz nicht geschämt. Wer redet schließlich noch von Witz, wer will witzig sein, wenn alles auf Verdrängtes hinweist?!

London war damals für den, der sich ein wenig umsah, voll versteckter Dinge in versteckten Gassen. Versteckt in Rücksicht auf *sin*. Liegt nebenbei im Vokabel: *sin* nicht mehr das, daß man es verstecken soll, als im pathetischen Sünde? Parallel mit dem Strand verlaufend, in der Nähe von Irvings Lyceum, war da ein winziges Gäßchen mit lauter winzigen Häuschen — so etwa wie das Alchemistengäßchen am Hradschin in Prag, nur unendlich reizlos, verstaubt und schäbig. Jedes dieser Häuschen hatte einen kleinen Laden, und in den Auslagen desselben boten sich dem Blick der Verirrten oder Neugierigen allerlei handlich Instrumentales dar, dem Erfahrenen alsogleich Verständliches, kleine Büchsen, Schächtelchen mit unschwer zu entziffernden Abbildungen, das heimliche, sorgsam zu versteckende Leben des gemeinen Eros betreffend. Mitten darunter aber lagen Bücher verstreut, ganz bestimmte in ärmlichen Ausgaben, aus fremden Sprachen übersetzt: in jedem Fall der Decamerone, Casanova, wie nicht anders zu erwarten, wohl auch einmal Diderots «La religieuse», in einem Laden, erinnere ich mich, Macchiavellis «The Prince». Das Gäßchen stand noch da Mitte der neunziger Jahre, dann wurde es mit vielen anderen in der Umgebung niedergerissen. Wer wird sich dessen noch erinnern?! Wer aus demselben Jahrzehnt noch der Scharen freudloser Freudenmädchen am Piccadilly-Circus des Abends bis in die Nacht hinein?! Nach Nationen mehr oder weniger genau getrennt, hatten sie, ihrer hundert und mehr, unter den wachsamen Augen verstreuter Polizeimänner hin und her zu spazieren, nicht zu langsam, ein wenig Geschäftigkeit vortäuschend, freilich ohne damit ein bestimmtes Ziel zu verraten, ganz und gar ohne Winke, Seitenblicke, verliebte Weisungen dahin, dorthin, Ansprachen und so weiter. Hin und wieder sah man ein oder zwei in einem Nebengäßchen Rast machen und Atem schöpfen; kaum daß zwei dann ein paar Worte zu tauschen wagten, schon kam ein Polizeimann vorbei; ein Blick seinerseits genügte, um sie zu zerstreuen und wieder in Bewegung zu bringen.

Eines von den vielen ist mir heute noch gegenwärtig, habe ich vor Augen: Engländerin, groß, sehr schlank, mit etwas von einer Dame, durchaus nicht auffällig in der Kleidung, klare Gesichtszüge, Mund, Nasenflügel, die Linie vom Ohr zum Kinn schön geschwungen, nicht ein Zug des Gewöhnlichen im Ganzen, so ging sie die vorgesehene Strecke Weges vom Empire ungefähr bis zur Mündung der Regentstreet hin und wieder zurück, den Blick geradeaus gerichtet. Ich kam selten auf den Piccadilly-Circus des Nachmittags oder Abends, ohne daß ich ihrer nicht ansichtig geworden und sie mir aufgefallen wäre. Eines Sonntags, während ich daselbst den Lunch in einem kleinen Restaurant nehme, sehe ich sie zu so ungewohnter Tageszeit dicht

am Fenster, hinter dem ich sitze, vorbeigehen. War es noch ein Gehen? Der Körper vornüber gebeugt, der Schritt müde und unsicher, vielleicht ein wenig wankend, das Kleid verdrückt, der Federhut verbogen, und dicht hinter ihr her, sie vor sich her treibend, ein Kerl mit festem Nacken, südlichen Gepräges, den Stock in der Hand. Sie hatte nun damit begonnen: das Grauen und den Gram ihres Lebens und sich selbst damit im Branntwein oder Whisky zu ertränken . . .

In diesem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts liefen die Londoner mit Eifer zu Versammlungen in Kirchen und andernorts, wo der damals berühmteste Kanzelredner der Stadt (den Namen habe ich vergessen) seine Bannflüche auf London mit dessen Slums, Prostituierten und so weiter schleuderte. Das war nun ein Schauspiel besonderer Art, in gleicher Weise ergötzlich und ergreifend, wie der alte, breitgebaute, stämmige Mann die Sache anging, und zwar so, daß er sich erst empor-, hinaufllalte bis zu einem hochgelegenen Punkt oben. Es war, wie wenn er dabei über seine eigenen Worte stolperte, trunken und torkelnd, nicht anders als ein trunken Eifriger über Steine stolpert auf dem Wege hinauf zum Gipfel, zum Gipfel des Berges Moriah . . . Oben angelangt ward das Gelalle und Gestolpere zu Ende, und der graue mächtige Mann und mit ihm alles, der Berg Moriah, barst auf, platzte auseinander im lautesten Fluch über das Unheilige im Gebaren der großen Babel . . . Es war in der Tat ein einziges Schauspiel: dieser sehr alte Mann, der sich jedesmal so hoch oder weit hinaufllalte, bis er oben barst, er selber und der Berg mit ihm . . .

Ein Augustnachmittag in Edinburgh, kalt, rauchig, der Wind weht von Osten, nichts mehr scheint vom Sommer übriggeblieben, obwohl die Bäume noch grün sind. Es ist Sonntag, ich gehe die Highstreet entlang, rechts von mir oben der Blackfriarfriedhof, der schönste, kommt mir im Augenblick vor, der Welt. Aus den Höfen der Häuser dringen kreischend singende Frauenstimmen ans Ohr, Arien aus Lucia von Lammermoor, Traviata, Rigoletto, auf breiten, hohen Holzbänken sitzen betrunkene Frauen, strecken, indem sie sich zurücklehnen, die Beine von sich, in der Ecke der Bank ein Mann, Grinsen und Hohn im Blick. Ich gehe vorbei bis hin zu einer Straßenkreuzung, da plötzlich, mitten unter Tramwagen, die Signale geben, Hansomcabs, die anhalten, weil sie nicht weiter können, an einer Stelle aus den vier Windrichtungen her vier Männlein aufeinander zukommen wie auf ein verabredetes Zeichen hin; sie sind arm, aber reinlich gekleidet, statt Grüße zu tauschen stimmen sie ein geistliches Lied an; ich verziehe mich aus dem Viereck, das sie bilden. Im Nu hat sich eine Gruppe von Menschen um sie gebildet, die einstimmen in einen Gesang von der heiligen Feste Zion oder so, einer von den vieren

tritt dann vor in die Mitte und hält an die Versammelten eine Ansprache über die Sünde (sin) der Trunkenheit und was sich daran anschließt, über den Richter oben und so weiter.

Der Gentleman

Es geht, was immer man sage, stets um das eine: Gnade und Ungnade. Dazwischen, um dem Anprall beider die Heftigkeit zu nehmen, liegt der Sport, das Spiel. In der Politik, die freilich viel umfaßt. Nicht so im sittlichen Leben, soweit wir dieses vom politischen in England trennen können. Hier geht es um mehr: um das Verhältnis von Ausnahme zu Regel, um die Frage: Wer darf im gegebenen Fall als Ausnahme gelten oder wo hört die Regel auf und beginnt die Ausnahme? Die ferne Beziehung zu den siebzigtausend oder viel mehr Auserwählten Calvins und Cromwells ist noch deutlich zu verfolgen.

Dort nun, wo das Menschliche mit seiner Idee der Vorsehung ins Gesellschaftliche übergeht, haben wir statt der Gesetze die schon erwähnten Spielregeln. Oder auch das Gesetz des Jungle, wofür der Engländer in sich mehr Respekt aufbringt als ein anderer, als sicherlich der Deutsche mit seinem Drang nach Einheit, seiner Forderung des Absoluten und so weiter. Auf einem englischen Dampfer, der wochenlang den Ozean durchquert, wird, wie man weiß und es nicht anders erwartet werden kann, viel geflirtet, mit Endzwecken, ohne solche. Man sieht hin, man sieht weg, man kennt die Grenzen. Einer aber von den Passagieren kannte sie nicht, er ging zu weit, trieb es zu offen, überschritt die Grenze des Erlaubten, Angenommenen, Annehmbaren — ich rede von einer Zeit, die bald fünfzig Jahre zurückliegt —, von heute auf morgen wird er geschnitten, niemand spricht mehr mit ihm. Er hätte sich ganz gut ins Meer werfen können zu den Haifischen . . . Er tat es aber nicht; denn als bei der Landung alles auseinanderstob, kam auch er wieder zum Vorschein, war da und sah auf sein Gepäck. Das hat wenig oder nichts mit Cant zu tun, sondern so will es das Gesetz des Jungle.

Es kommt darauf an: auf die Verbindung von Regel und Ausnahme, und die stellt der *gentleman* her. Und nicht der Einzelne, der zu hoch oder zu niedrig greift, wodurch dann leere Stellen, Klüfte im Gefüge entstehen, Abstraktionen, die vermieden werden müssen. Der Ritter und der Einzelne, jeder auf seine Art, brauchen die Idee. Zur Subsistenz. Die «Idee» des Gentleman, wenn wir schon in seinem Fall auf einer solchen bestehen, wäre die, daß einer zugleich Regel und Ausnahme, daß er es in einem sei. Oder auch so: daß eine Regel

ohne Ausnahme sinnlos bleibt. Das Rittertum hat den Don Quichotte hervorgebracht als sein Ende, mußte ihn aus sich heraus produzieren. Besteht eine Möglichkeit, daß der Gentleman als Don Quichotte ende, darin auslaufe? Nein. Ein Ritter, auch der Einzelne mit seiner Neigung, zu hoch oder zu niedrig zu greifen, beide brauchen um der Idee (oder auch um Gottes) willen mehr Einbildungskraft als ein Gentleman, dessen Einbildungskraft sich darin erschöpft, daß er einspringt. Ich kann mir einen Ritter des Nihilismus denken, auch einen Einzelnen in Rücksicht auf das Nichts, so einen wie den Russen Bazaroff in «Väter und Söhne». Es gibt aber so etwas nicht wie den Gentleman des Nihilismus. Darum ist er da, um einzuspringen dort, wo sich ein Nichts bildet, bilden könnte. Damit hängt wohl auch zusammen, daß Gentlemen nicht gerne raisonieren, sich auf psychologische Details einlassen, besser: daß sie dem Raisonment die Tat vorziehen. Das Raisonment der Menschen im allgemeinen setzt sich meist aus abgestandenen Ideen zusammen, aus etwas also, worauf sich ein Gentleman ebensowenig einzustellen weiß wie auf Abstraktionen. Ich habe in meinem langen und vielfachen Verkehr mit Engländern (auch nach 1912) das Gentlemanhafte dort, wo es vorhanden war, mit der Abneigung des Engländers gegenüber Abstraktem, auch der Kritik, in jedem Fall einer zu lauten, verbunden: Die Vollendung des Gentleman war in gewissem Sinne auf beschränktem Gebiete der old Goodie oder was man so zu nennen pflegte. Ich bin früher manchen dieser Art begegnet, Obersten im Ruhestand, auch Gelehrten, Particuliers, die aber doch von irgendwo herkamen. Familie hat schon dazugehört, zum old Goodie, etwas Besitz, ein kleines Erbgut, auch eine deutliche Vorstellung von dem, was Rang hat, Rang bedeutet. So ein old Goodie hat nie kritisiert, Sachen nach links oder rechts getan, sich selber in die Mitte und dann Jüngstes Gericht gespielt, sondern er hat weggesehen vom Mißliebigen. Was durchaus genügt hat. Raisonments, Abstraktionen, so etwas ist aufdringlich und greift ins Leere. Beides ist zu vermeiden. Statt des Raisonments der Psychologen gab es die Diskretion, die Einordnung und die Zartheit des Herzens.

Rückblick auf ein Buch

Zu Anfang war es bloß Ahnung, Vorstellung, kaum Vorsatz gewesen. Erst als ich London im Herbst 1898 verließ, stand der Plan in mir fest, war ich bereit, jenes Buch zu schreiben, das heute, sehr gekürzt, entfettet, mit dem Titel «Englische Dichter» versehen, nachdem es einmal den hochtrabenden «Die Mystik, die Künstler und das Leben» getragen hat, das heute, sage ich, nach der Ausbombung des

Inselverlags, nur noch mehr in Antiquariaten zu finden wäre. Die Einzelheiten desselben, Appreciationen, einer literarischen Epoche entspringend, da Burne-Jones, D. G. Rossetti zu den großen Malern gezählt wurden und man Max Klinger mit Michelangelo verglich, liegen mir heute fern. Shelley hält nicht ganz die Farbe, man muß ihn als Jüngling lesen, Swinburnes Dichtung war nach einem glorreichen Anheben zur puren Virtuosität mit schwierigen Passagen geworden. Robert Browning ist bedeutend, das Deutsche an ihm (von der Mutter her) in seiner Geistesverfassung weiter auffallend und wirksam geblieben, gewachsen hingegen sind William Blake und John Keats, von welchem letzterem Tennyson mit Recht sagen durfte, er wäre der «größte von uns allen» geworden. Ich glaube, daß ich der erste war, der über William Blakes Dichtungen in deutscher Sprache geschrieben hat.

Es ist aber etwas anderes als die Appreciation, das mir das Buch heute noch bedeutsam macht. Ich war damals wie so viele junge Leute Individualist, war es ohne Programm, vielleicht nur mit der Tendenz vom Liberalen weg, hatte aber doch das bestimmte Gefühl, daß man Individualist nicht einfach mir nichts, dir nichts, ohne Ende sein könne, daß dem Individualismus, je verschwiegener, unprogrammatischer er sei, um so mehr etwas auf der anderen Seite die Waage halten müsse. Individualismus bedeutete für mich (in meiner Systemlosigkeit), daß man seine Gedanken leben, daß der Gedanke Existenz haben müsse, daß Sein und Idee zusammengehören. In gewissem Sinn war mein Individualismus Platonismus, wenn wir zu einem Begriff des letzteren zu gelangen vermögen und alle die populären Vorstellungen, die sich vornehmlich im neunzehnten Jahrhundert daran geknüpft hatten, resolut aufgeben.

Auf die Welt der Dichter, auf das Dichten übertragen heißt das, bedeutet die Zusammengehörigkeit von Sein und Idee so viel, wie daß Bilder von Grund aus Bilder, daß sie als solche gewachsen sein müssen und nicht aufgeklebt sein dürfen. Beim Platoniker und beim Dichter, bei jedem auf eine besondere Art, fallen Einbildungskraft und Anschauungskraft zusammen. Was alles nur unter Voraussetzung einer unendlichen Welt geschehen kann, als zu welcher es gehört, daß es kein Sein ohne Idee gebe. In meinem Buch ist alles das nur geahnt. Ich besaß damals kaum den Begriff einer Einbildungskraft, sprach das Wort vielleicht nur nach, aber das Wunderbare am Leben des Geistes ist, daß wir als Nachahmende zu uns selber zu kommen vermögen.

In den meisten der sogenannten Dichter und Maler, vornehmlich in den Gedichten des jungen Swinburne, aber auch schon bei Keats, fühlte ich, daß die Metapher am Leben zehre, es aufsauge, entwurzle,

daß aber darum das Leben nicht minder Leben sei, indem es im Bilde aufgehe, im Bilde sterbe. Am eindrucksvollsten schien mir beides, Anfang und Ende, in den Zeichnungen des genialen Aubrey Beardsley, diesem Abschluß und der Rechtfertigung des ganzen Präraffaelitismus, verschlungen, indem hier auf zauberhafte Weise das Phallische ins rein Dekorative ausschweift, in dieses umbiegt, darüber zu sich als dem Anfang zurückkehrt. Womit mir auf neue, ja entlegene Art das rhythmische, das magische Urwesen aller Kunst gewahrt schien.

Hofmannsthal schrieb mir lange nach dem Erscheinen des Buches, daß er damals nach der Lektüre desselben das Empfinden gehabt habe, hier liege eine neue Philosophie der Einbildungskraft, lägen die Ansätze dazu vor. In jedem Fall war darin der Versuch unternommen, das, was Einbildungskraft und Sinnlichkeit verknüpft, bloßzulegen; ich möchte es so sagen: das Erlebnis auf das Leben, das ganze, integrale, auszudehnen, wodurch die Einbildungskraft konstitutiv wird und die Dichtung als ein dem Leben Eingeborenes vorgeführt werden darf.

Erlebnis war das Wort, das große, der Zeit, vornehmlich unter Dichtern grassierend, und von da auf alle anderen Menschen mit Aspirationen nach einem Innenleben, auf Psychologen, zuletzt auch auf Aerzte übergreifend. Ein Jahrzehnt vor der Wende hat man noch vom Willen gesprochen, Wilhelm Wundt diesen an seinen Schülern im Seminar zu messen versucht, messen zu können vermeint, wie man den Puls mißt oder ein Blutprobe macht. Das hatte aufgehört. An Stelle des Willens ist, wie gesagt, das Erlebnis getreten, damit aber zugleich die Wichtigkeit dessen aufgefallen, was sich ein Mensch einbildet, die Wichtigkeit, die Zugehörigkeit der Illusion. Die Psychoanalyse kommt auf, die Traumanalyse, welche uns darüber belehrt, daß der Traum zum Leben dazugehöre, daß er davon zehre, ja es so aufzuzehren vermöge, wie ich meinte, daß die Metaphern in den erotischen Gedichten des jungen Swinburne das Leben aufzehren.

Ich hatte damals, als ich das Buch über die englischen Dichter schrieb, noch keine Zeile von Freud gelesen. Sein Name drang in Verbindung mit einem seiner ersten Adepten, in diesem Falle auch Opfer, zum ersten Male an mein Ohr, lange bevor ich eines seiner Bücher in die Hand bekam. Doch wie immer: der Traum wurde darin so bedeutsam wie die Metapher im Gefüge eines Gedichtes, Mensch und Dichter wurden einander auf eine neue, entschieden unromantische Weise nahegebracht. Der Rationalismus, wie er früher, um dem Romantischen zu entgehen, zwischen Mensch und Dichter unterscheiden zu können meinte, hatte jetzt um die Jahrhundertwende einen schweren Stand. Die Vernunft schien wie aufgebraucht, man war nicht mehr Rationalist (im Sinne etwa Voltaires, des achtzehnten

Jahrhunderts), sondern was war man? Nihilist, und zwar nicht im Sinne der Russen, sondern gründlich im Sinne Sigmund Freuds. Das war man. Oder man war Mystiker. Mystiker, um nicht Nihilist zu sein. Um der Einbildungskraft willen oder auch indem sich langsam ein neuer Weg zu den Ursachen (eben in der Verbindung mit der Einbildungskraft) anzeigte.

Was ich jetzt niederschreibe, wußte ich damals, vor einem halben Jahrhundert, nicht, muß es aber, um mich romantisch auszudrücken, geahnt haben oder — in der Sprache der Psychologen — im Unbewußten in mir getragen haben. Daher das Wort, der Begriff Mystik im ursprünglichen Titel des Buches, den ich später strich, weil er mir zu präsumptuös erschien. Heute erst weiß ich, was er mir bedeutet hat und bedeuten konnte.